

Die Brüder der Flamme [Fortsetzung]

Autor(en): **Fankhauser, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 14

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636864>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 14
XVII. Jahrgang
1927

Bern
2. April
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

An den Frühling.

Von Julius Hammer.

„Frühling, Frühling, sei bedachtjam,
Allzu eilig nicht enthülle
Deiner Knospen weiche Fülle;
Ungeduld'ger Freund, hab' acht!

Frühling, sei nicht Allzufrühling,
Laß dich nicht vom West verlocken,
Gern noch wirft er Schnee'ge Flocken
Ueber Nacht auf junges Grün!“

Jüngst vernahm ich solche Stimme;
Nicht vom blauen Himmel klang sie,
Nicht auf Sonnenstrahlen schwang sie
Sich hernieder auf die Klur.

Aber hoch in warmen Lüften
Und im Tal auf allen Wegen
Sang der junge Lenz dagegen
Süß und sorglos, leis und laut:

„Wär' ich achtsam und bedachtjam,
Wär' ich der nicht, der ich heiße;
Jeder lebt auf seine Weise,
Und wie ich bin, ist das Glück!“

Die Brüder der Flamme.

Roman von Alfred Fankhauser.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 14

Und Kind und Vater dachten über die Reise der Stare nach, was sie wohl alles sahen hinter den durchsichtigen Säugeln und den schimmerleichten Wolken. So weit war das Land vor ihnen aufgetan, als höhle sich die Wiesenwelt wie eine hohle Hand, und diese Hand senkte sich irgendwo zu einem grünen Tal, und erhob sich wieder zu sanften Hängen. Aber irgendwo, irgendwo mußte die Hand ein Ende nehmen, irgendwo fiel man von ihrem Rand in unermessliche Tiefen, und in diesen Tiefen konnte nur wohnen, wer den leichten Vögeln gleich dahinflog.

„Vater, gibt es einen Tag, der noch heller ist als der Sommer?“

„Warum fragst du so, Kind?“

„Vielleicht würde man sehen, daß die Stare nicht schwarz sind, sondern hell. Und man sähe die Flügel, die so weiß sind wie Schmetterlinge. Vater, warum sieht man keine Schmetterlinge...?“

13.

Gegen Abend, als Glanzmann sich schon in die Scheune begeben, um die Tiere zu füttern, trafen auf dem Obermoos andere Besucher ein. Dolder, der Wagner und der Rachelträger fragten nach Glanzmann. Marianne verachtete die kleinen Leute von ganzer Seele und ließ sie die Verachtung fühlen. „Habt ihr schon zu Abend gegessen?“

Dolder fluchte: „Beim Donner, unsereins ist auch irgendwo zu Haus!“

„Ja, und man sieht auch wo?“ giffete die stolze Obermooserin. „Geht nur hinüber zu ihm in seine Wohnung!“ Der verachtende Finger wies nach der Scheune. Und gleich darauf flog schon die Tür in die Eichenpfosten, als ob sie versuchte, die uralten Pfeiler mit einem Stoß zu fällen.

Die kleinen armen Schluder begaben sich also in die Scheune und suchten den Obermooser in der Tenne auf. Glanzmann schien sie anfangs gar nicht zu bemerken, tat ruhig seine Arbeit wie gewohnt, schob den Röhren Gras in die Raufe, sah sorgsam nach, ob auch jeder Platz gefüllt sei, schalt mit dem übermütigen Schecken, der dem Stern sein Futter raubte, schob die Grashaufen säuberlich zurecht und trottete darnach in den Stall, um zu melken. Vor der Stalltür warteten schon der Sigriftbub, der Rachelträger und die Rachelträgerin, und auch der stumpfe Brüschi gaffte Glanzmann entgegen.

„Ihr müßt eine Stunde auf mich warten, meine Tiere sind nicht so schnell besorgt wie eure Geißen!“ sagte er so nebenhin; die Wartenden aber zogen verlegen die Hüte, als ob sie zum Pfarrer kämen, nicht zum Obermooser, und standen ganz absonderlich schweigend im Stallgang umher, vertraten Glanzmann den Weg und sahen ihm zu, wie wenn sie noch keinen Melker an der Arbeit gesehen!

„Wir stehen im Weg“, murrte der Sigriftbub. Das wirkte, der Zug bewegte sich und entfernte sich aus dem Stalle. Erst als es dunkelte, die Kälber getränkt, die Kühe gefüttert, die Streue untergeschoben war, kamen sie zurück,

der Sigriftub voran, setzten sich auf den Strohhaufen fest und warteten.

Und es entstand ein langes Schweigen, die Laterne brannte trüb in der Dunkelheit des alten Stalles, gespenstisch liefen die ungeheuren Balken der Decke in die verdämmerte Tiefe der entfernten Wände; die Sprossen der Raufe aber stützten die schwere Decke wie schräg gedrückte Träger, und die dunkle Höhe schien sich über die langsam wiederkäuenden Tiere zu senken. Aber ruhig lagen die Tiere und schnauften schwer und satt.

Da begann Dolder, den die Ungeduld nicht losließ, zu fragen: „Du, Glanzmann, der Bohrimüller hat seine Bligableiter auf die Mühle setzen lassen, ohne daß er eine Predigt hielt. Und er meint, das könne jeder halten, wie er wolle!“

Glanzmann sah Dolder an, als erschrecke ihn der Gedanke: „Rein“, sagte er, „so meint es der Müller nicht! Niemand anders als Bogts Geselle hat in der Mühle montiert, und Bogt weiß, was er tut! Und der Müller weiß es auch. Mag er nur halb sehend geworden sein, es kommt der Tag, da er das Licht erkennt!“

„Aber woran sollen wir denn erkennen, daß in diesen Eisenstangen etwas Besonderes wohnt? Ist das vielleicht mehr als eine Muskete? Der Menscheng Geist erfindet mancherlei, und niemand kann sagen: In diesem ist Gott! In der Muskete kann ich ihn nicht sehen! Und doch wurde dem Menscheng Geist auch gegeben, die Muskete zu erfinden.“

„Mensch, wer spricht aus dir!“ herrschte Glanzmann den Zweifler an. „Worauf der Geist sich richtet, das wird er erfinden! Du hast mit dem Kassier gesprochen, ich erkenne den Spötter. Sag' ihm, wenn du ihn wiedersehst: Einen Papagei kann man alles lehren, Gutes und Böses, und er versteht keins von beiden. Der Menscheng Geist aber kann sich dem Guten wie dem Bösen zuwenden!“

„Aber woran sollen wir denn erkennen, wo das Gute liegt?“

„Suchet und liebt! Warum wollt ihr nicht in die Augen der Tiere schauen, warum erkennt ihr nicht aus den Farben der Steine, aus dem grünen Gras das Leben? Wir sind alle blind geworden und sagen in unserer Blindheit: Hier ist nichts und da ist nichts, statt daß wir sagen würden, wir sind blind!“

Die alte Rachelträgerin, die bis dahin geschwiegen, begann leise zu lachen: „Und wenn uns der Herrgott zwölf Kinder und kein Brot gibt?“ Der Sigriftub faßte das boshafte Weib ins Auge und antwortete gereizt: „Er gibt dir immer das Nötige! Versündige dich nicht!“

Glanzmann aber neigte betrübt den Kopf und sprach zu allen gleichzeitig: „Vielleicht ist eine schwere Last noch das einzige, was dieses Geschlecht bewahrt vor dem Untergang ihrer Seele! Wie sollten sie ein vollkommenes Glück ertragen?“

Der Wagner stand im Stroh auf, trat ganz nahe an den Obermooser heran, sah ihm ins Auge. „Aber im tausendjährigen Reich werden wir das Glück ertragen!“

Glanzmann faltete seufzend die Hände, wie einer, der sich verwundert über die Unbelehrbarkeit des Menschengeschlechts. „Wenn wir das Glück ertragen könnten, dann wäre das tausendjährige Reich da. Und weil wir es nicht ertragen können, leben wir im Reiche des Antichrist! Und

die Heere des Kaisers zerstampfen den Boden, und jedes Regiment beugt sich vor seinen Feldzeichen!“

„Ich habe gehört“, sagte der Lahme, „daß der Oberoltiger das Kommen des Reiches weisagt. Und ein solcher Mensch kann nicht lügen. Der Frevel wäre doch zu groß!“

„Wer sagt, daß er das Reich verheißt? Und wer hat ihn recht verstanden? Seine Worte sind dunkel, und die Herren in den Städten fangen an, ihn zu verfolgen!“ Etwas Unangenehmes quälte den Obermooser, aber mit unmutiger Gebärde wies er das Dunkle von sich.

Fast plötzlich aber brach er in heftige Vorwürfe aus: „Was wollt ihr denn von mir? Was zwingt ihr mich, von Dingen zu sprechen, die keiner kennt und die uns verborgen sein sollen? Klagt euren eigenen Kummer und klagt euch eurer Unvollkommenheit an; alles andere ist eitles Geschwätz. Was versucht ihr mich zu unnützen Worten!“

Sie hörten ihn betroffen an; ratlos denn je hofften sie auf ein Besonderes, aber je dunkler und versagender seine Worte wurden, um so geheimnisvoller wuchs die Macht seiner Gedanken über ihre Seelen, und diese Macht quälte ihn selber um so mehr, je weniger seine Worte die Fragenden zu trösten vermochten.

Aber die Rachelträgerin, die seine Ungeduld zuerst gereizt, begann auch zuerst mit ihrer Klage: „In unserm Haushalt fehlt oft das Nötigste! Sieben arme Kinder liegen im Kirchhof, und die fünf Ueberlebenden haben oft kaum Milch. Mein Mann aber, der Rachelträger, verdient nicht genug...“

„Warum klagst du nicht dich an! Du schlägst deine armen Kinder und vertreibst deinen Mann mit Schellen und Reifen aus dem Haus und verleitest ihn, das lange Jahr manchen nötigen Baken im Wirtshaus zu vertrinken!“

Die Alte schwieg, wagte nicht, zu widersprechen, der Rachelträger aber maß Glanzmann mit bösen Augen. Aber schon begann auch die kropfige Frau des lahmen Wagners zu beichten: „Ich werde oft launisch und zerreiße beim Spinnen den Faden, und wenn ein Faden reißt, dann schelte ich meinen Alten. Das bereitet mir manche sorgenvolle Stunde. Wie soll ich gegen solche sündhaften Anfälle kämpfen? Hilf mir, ich bitte dich!“

Glanzmann sprach sanfter, beinahe ironisch: „Warum klagst du nicht über deine Schwachhaftigkeit? Würdest du weniger schwagen, deine Launen blieben vielleicht beständiger!“

Die Männer saßen schweigend da, hörten die beiden Weiber beichten, schwiegen. In ihren Gesichtern spiegelte sich der Widerwille gegen solche Preisgabe eigener Fehler vor den Ohren Fremder. Auf ihren Stirnen stand geschrieben, was sie sich selber beichteten, in den Schwermutagen des Jünglings las man es ebensogut wie in den trüben Blicken der Alten. Sie erhoben sich zögernd; es trieb sie etwas von dem Menschen weg, der sie noch eben so sehr angezogen.

Glanzmann stand mit ihnen auf und sagte gute Nacht, aber noch im Gehen ergriff er die Rachelträgerin am Arm: „Bei mir kannst du Milch haben für deine Kinder, wenn deine Geißen zu wenig geben! Aber laß das Hadern und Fragen!“

Sie sah ihn von der Seite an, dankte nicht und zweifelte, und also ging sie mit den andern hinweg, mühselig und

beladen und trozig und verzagt. Glanzmann aber blieb allein. Immer schwerer lastete die Decke über dem niedrigen Stalle, und die gespenstische Dämmerung umstrickte seine Seele mit fühlbarer Angst.

14.

Als Glanzmann dachte, die letzte der traurigen Seelen habe ihn verlassen und der schwere und ereignisreiche Tag werde in Frieden enden, da erschien, ganz spät noch, eine verhüllte Gestalt; schüchtern pochte sie an, schüchtern nahte sie seiner einsamen Bank, und es schien, ein Schluchzen lähme ihre Glieder.

„Wer bist du?“ fragte Glanzmann und verwunderte sich; denn alle, die bisher zu ihm gekommen, waren mit Kummer beladen, aber keine trug so offenkundiges Leid, und keine verhüllte ihr Gesicht, um bei ihm Rat zu suchen. Die gequälte Frau löste das Tuch von ihren Haaren, und Glanzmann erkannte die Frau des Spenglers.

„Du bist es, Hanna?“ rief er, und sein Herz schrak auf aus seiner Ruhe. Denn in ihrem Jammer blickte die Frau doppelt rührend und die Zierlichkeit ihrer Glieder und die Weichheit und Biegsamkeit ihrer Hände erschienen ihm doppelt schön.

„Ja, ich bin's.“ Mühselig sank sie neben ihm auf die Bank. „Ich kann nicht länger so weiter leben!“ Das Tuch fiel auf ihre Knie wie ein welker Teil von ihr selber.

„Was ist dir geschehen?“ fragte Glanzmann und wandte seine Blicke von ihr ab. Denn ihre geröteten Augen brannten unerträglich, die weißen Gelenke raubten ihm alle Ruhe. Hanna aber faltete die Finger durcheinander und bedeckte die Augen, und wieder sah Glanzmann etwas Wundersames: Beide Hände formten sich, ihm zugewandt, zu seltsamen Blumenkelchen, und ihm schien, er habe niemals süßere Hände gesehen.

„Darf ich dir klagen?“ bat Hanna und sah ihm voll Vertrauen in die Augen. „Du mußt mich anschauen, damit ich weiß, ob ich klagen darf!“ Er faßte rasch, willenlos, voll Unrast ihre Hände und suchte ihren Blick zu fassen und ihm zu begegnen.

„Warum blickst du nicht still und ruhig, wie damals, als du den Gasser gebändigt? Du bist stark und meinst es redlich! Darum komm ich zu dir!“

Glanzmann stammelte Unverständliches. Der düstere Stall schien ihm auf einmal unerträglich niedrig und voller Gespenster. Aus den Balken starren Frägen, aus den Sprossen der Rause reckten sich gefährliche Hälse.

„Was sagst du?“ Sie hielt seine Hand fest.

Er stammelte immer noch. „Ich bin das nicht gewohnt! Die andern sind so anders als du!“



s. de Ribauptierre: Walliserin mit Kind.

„Oh, Glanzmann, ich weiß, die andern sind auch nicht wie du! Sag', ist es gut, daß ich einem fremden Manne klage! Oder verdammt du mich?“ Willenlos faßte seine Hand die zarte Frauenhand stärker, und seine Stimme zitterte: „Klage, vertrau' mir alles an. Ich liebe dich!“

Hanna beugte sich zu ihm, küßte seine harte Hand und antwortete seiner Beichte mit dankbaren und glücklichen Augen. Und nun erhob sich der bedrückte Mann jählings wie ein Jugendlicher, faßte ihre beiden Hände und sagte fest: „Nun sollst du mir alles sagen. Aber nicht hier! Die Nacht ist voller Sterne!“ Sie schlang ihr Tuch fest um Haupt und Schultern und ging voran. Er löschte die Laterne und trat in die Hoffstatt. Und leise schritten sie zwischen Bäumen und Hecken in die Wiese hinein, eng aneinandergedrängt, wie zwei junge Menschen, die zum erstenmal lieben. Seine Hände hielten ihre Hände und zitterten nicht mehr; in sein ganzes Wesen kam eine sonderbare Kraft, und die Frau an seiner Seite fühlte, welche Ruhe über ihn gekommen war.

„Wozu soll ich nun noch klagen?“ sagte sie.

„Könnte ich dich trösten!“

„Hast du mich denn nicht getröstet?“

Sie erschauerte plötzlich: „Ach, mich friert, wenn ich dieser schrecklichen Tage denke. Nimmermehr gehe ich zu ihm. Nimmermehr!“ Und wie von jäher Angst ergriffen, schrie sie auf: „Und wenn er mich bei meiner Mutter holt? Du kannst dir nicht ausdenken, welche Hölle mein Leben ist!“

Glanzmann blieb stehen. Aufruhr erschütterte ihn. Er sah scheu nach den Sternen, sie wichen weit in den Himmel hinein, seine Augen verlangten nicht nach den Sternen. Er starrte über die Felderbreiten hin, ihm schien, der Boden erbebe, aus Nebeln stiegen schwarze Schatten und drohten und haschten nach ihm und nach der warmen, süßen Frau an seiner Seite. Die Füße versagten den Dienst. Nicht



Sandbäume.

weiter, nicht weiter! Mit einem starken Ruck hob er die Geliebte auf seine Arme und schrie: „Nein, nimmermehr! Du gehörst mir und niemand sonst!“

„Glanzmann“, sagte sie, und im Fallen fand ihr Mund den seinen, und ihre Arme klammerten sich verzweifelt stark an seinem Halbe fest. Glanzmann aber drängte in seiner Unkraft plötzlich wieder zum Gehen: „Komm, komm! Wir wollen wandern!“

(Fortsetzung folgt.)

Rings um Niederkalifornien.

Wenn heute jemand eine Entdeckungsfahrt machen will, so sucht er das Innere Afrikas, die Gegend zwischen Indochina und Tibet, oder dann den Amazonas auf. Die Sahara zu durchqueren, von einem Ende Australiens ans andere zu gelangen, die Pole aufzusuchen sind mehr zu sportlichen Spitzenleistungen geworden — Entdecker hätten an diesen Orten wenig mehr zu entdecken.

Die Welt wurde klein, seit wir das Raupenauto, das Flugzeug und das lenkbare Luftschiff besitzen. Man möchte glauben, sie berge keine Wunder und keine Abenteuer mehr — die Technik hat sie entzaubert.

Wer würde vermuten, daß in unmittelbarer Nähe einer Stätte allermodernster Zivilisation, sozusagen nur um Nasenlänge neben dran, kaum entdecktes und noch unaufgeklärtes Naturwunder sich abspielt und fabelhafte, fast ausgestorbene Wesen fröhlich ihr Dasein fristen?

Am Pazifik, in der Südwestecke der Vereinigten Staaten Nordamerikas, liegen die jedem Schuljungen bekannten Filmstädte Los Angeles und Hollywood. Stellen wir sie uns vor: Wolkenkratzer, flammende Lichtreklame, Autos auf breiten, asphaltierten Straßen — Bahnhofspalast mit Blitz-

zügen und Pullmann-Cars, Theater, Opernhäuser, Verkaufsläden, Bars und komfortable Hotels, öffentliche Gärten, Anlagen, Spazierwege — Damen in extravaganten Kostümen, Herren in Frack und Zylinder, Filmland, Fassadenstädte, Celluloidfabriken und chemische Laboratorien.

Und achzig Kilometer davon entfernt, mit einer Motorschaluppe nicht schwer erreichbar, im Ozean drin die einsame, unbewohnte Insel San Nicolas, an deren Strände die Riele gestrandeter Segler und mexikanischer Piratenschiffe schnabelartig in den tiefblauen Himmel ragen, wo Sturmvogel und Seeschwalben ihre leichtbeschwingten Spiele treiben. Weitere 50 Kilometer, und wir stoßen auf das seltsame Eiland San Clemente. Hier trifft man am Strände einen merkwürdigen Wald von Bäumen an, der von einem Granatfeuer aus dem Weltkrieg heimgesucht worden zu sein scheint. Denn die Bäume haben keine Äste mehr, viele sehen zerplittert aus oder stehen mit dem Wurzelstock nach oben — Bäume, als hätte man sie vom Hartmannsweilerkopf oder aus dem Argonnenwalde nach 1918 hierher verpflanzt. Aber sie bestehen aus Sand. Ein Fußtritt, und sie fallen, so umfangreich die Stämme auch sind, wie Staub in sich zusammen. Gehen wir jedoch behutsamer an sie heran, so will uns scheinen, daß sie Versteinerungen sein müssen; denn deutlich unterscheiden wir eine Rindenschicht, dann die Jahresringe des „Holzes“ — aber die Naturwissenschaftler behaupten, keine solche Versteinerungsart zu kennen, die bei leiser Berührung in Staub zerfällt. Was bedeuten denn die Bäume? Warum sind sie nicht schon längst von den hier herrschenden Orkanen „ausgeblasen“ worden? Darauf gibt uns niemand Auskunft — auch nicht der Amerikaner, der diesen Felseninseln einen Besuch abstattete, George Banning. Wenn er die Bäume nicht photographiert hätte, und wenn er nicht durch sein ganzes Buch „Im Zauber mexikanischer Gewässer“ *) hindurch überall den bestimmten Eindruck der Wahrhaftigkeit erweckte, wir könnten glauben, der Mann wolle uns Bären aufbinden. So müssen wir uns dazu bequemen, einzugeschehen, daß wir, 130 Kilometer von den Höchstleistungen der Kultur entfernt, vor ungelösten Rätseln stehen, die uns die Natur aufgibt — vor Rätseln, die sicherlich gelöst werden können, um die sich jedoch bis heute kein Mensch kümmerte, weil man sie nicht kannte. Banning wurde vom Befehl der ersten Dieselfahrt mit elektrischem Betriebe, die der Stille Ozean trug, Herrn Allan Hancock, einem reichen Amerikaner, als zweiter Steuermann angeworben. Dieser Hancock hatte



See-Elefant.

nicht umsonst gerade ihn auserlesen. Auch der Herr der Nacht war von der Sehnsucht erfaßt, merkwürdige, welt-

*) Verlag Brockhaus, Leipzig. Die Illustrationen zu diesem Aufsatz sind Bannings Werk entnommen.